

DEON MEYER



COBRA

THRILLER

Aus dem Afrikaans
von Stefanie Schäfer

Leseprobe aus verschiedenen Kapiteln des Romans

 rütten & loening

Die Originalausgabe mit dem Titel *Kobra*
erschien 2013 auf Afrikaans bei Human & Rousseau, Cape Town.
Die englische Ausgabe mit dem Titel *Cobra* erschien
2014 bei Hodder & Stoughton, London.



FSC
www.fsc.org

MIX

Papier aus ver-
antwortungsvollen
Quellen

FSC® C083411

ISBN 978-3-352-00686-9

Rütten & Loening ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2014

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2014

Copyright © Deon Meyer 2013

Einbandgestaltung morgen, Kai Dieterich

Gesetzt aus der Whitman, der Raleigh Rock und der Black Widow
durch Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

1

Der Regen prasselte auf das Wellblechdach. Morgens um zehn nach acht. Kaptein Bennie Griessel stellte seine Tasche, die er stets mit zum Tatort nahm, auf der Mauer der hohen, breiten Veranda ab und holte zuerst die Schuhschützer, dann die dünnen, durchscheinenden Latexhandschuhe heraus. Er streifte sie über. Er spürte die bewundernden Blicke der Uniformierten und der beiden Kollegen der Einsatzpolizei, die ihn jenseits des Regenvorhangs aus der offenen Garage heraus beobachteten. Müdigkeit und Frust traten in den Hintergrund, und Griessel konzentrierte sich auf das, was ihn in dem großen Haus erwartete.

Die massive Eingangstür stand offen. Griessel trat über die Schwelle. Die Diele lag so dümmrig im trostlosen Morgenrau, dass das zweite Opfer nur als dunkle, formlose Masse zu erkennen war. Griessel blieb einen Moment lang mit angehaltenem Atem stehen und dachte an Dok Barkhuizens Worte: *Lass es nicht an dich ran, Bennie! Bleib auf Distanz!*

Was bedeutete das in diesem Moment?

Er suchte einen Lichtschalter, fand ihn seitlich des Türrahmens und betätigte ihn. Hoch oben an der Stuckdecke flammte ein Kronleuchter auf. Die Kälte vertrieb er nicht. Auf dem schimmernden Eichenholzboden lag ausgestreckt der Mann, vier Meter von der Tür entfernt. Schwarze Schuhe, schwarze Hose, weißes Hemd, hellgraue Krawatte, oberster Hemdknopf geöffnet. Die Arme ausgestreckt, in der rechten Faust eine Pistole. Mitte dreißig. Durchtrainiert.

Griessel trat vorsichtig näher. Er sah die Schusswunde auf der Stirn, schräg über dem linken Auge. Ein dünnes Blutrinnsal, inzwischen fast schwarz, war nach rechts unten gesickert. Unter dem nach rechts gedrehten Kopf hatte sich mehr Blut zu einer etwa untertassengroßen Pfütze gesammelt. Das Blut aus der Austrittswunde.

Griessel spürte Erleichterung ob des einfachen Todes, ob seiner Schnelligkeit.

Er stieß einen langen Seufzer aus, um seine innere Spannung zu lösen.

Vergeblich.

Er sah sich im Eingangsbereich um. Rechts, auf einem antiken Tisch stand eine hellblaue Vase mit einem dicken Strauß frischer Callas in Grün und Weiß. Gegenüber, an der linken Wand, befand sich eine Garderobe, daneben ein Schirmständer. Neben der Garderobe hingen sechs altmodische Porträts in ovalen Rahmen, aus denen würdevolle Männer und Frauen starrten.

Durch die beiden Säulen am Ende der Diele gelangte man in ein Wohnzimmer.

Griessel berechnete anhand der Lage der Leiche die mögliche Flugbahn des Geschosses, damit er nicht versehentlich etwaige, mit bloßem Auge nicht sichtbare Spuren wie Blutspritzer und -tropfen zerstörte. Er umkreiste die Leiche, bückte sich zu der Pistole und sah das Glock-Logo auf dem Lauf, daneben die Gravur *17 Gen 4 Austria 9x19*.

Griessel roch an der Mündung. Die Waffe war nicht abgefeuert worden. Er richtete sich wieder auf.

Der Schütze hatte wahrscheinlich in der Tür gestanden, sein Opfer mehr oder weniger in der Mitte der Diele. Falls es sich bei der Mordwaffe um eine Pistole handelte, hatte sie die Hülsen nach rechts ausgeworfen. Griessel suchte danach, fand aber nichts. Vielleicht hatte der Mörder einen Revolver benutzt, oder die Hülsen waren von der Wand abgeprallt und lagen unter der Leiche. Oder der Schütze hatte sie aufgesammelt.

Das Vorhandensein der Austrittswunde bedeutete, dass

die Kugel irgendwo eingeschlagen war. Griessel zog eine imaginäre Linie, die ihn ins Wohnzimmer führte.

Er ging in einem großen Bogen um die Leiche herum und trat zwischen den Säulen hindurch. Es roch dezent nach Kaminfeuer. Der Kronleuchter in der Diele erhellte nur einen schmalen Streifen in dem großen Raum, und Griessel warf einen langen Schatten. Er suchte wieder einen Lichtschalter und fand drei in einer Reihe, direkt hinter einer Säule. Er betätigte einen nach dem anderen und drehte sich um. Weiches Licht. Dicke Balken an der Decke. Regale mit ledergebundenen Büchern an den Wänden. Ein großer Orientteppich, silbern und blau, große Sofas und Sessel über zwei Aufenthaltsräume verteilt. Niedrige Tische, golden schimmerndes Holz. Zu viele Vasen und Leuchten, die zusammen mit der üppig gemusterten Tapete den Eindruck europäischer Eleganz vermitteln sollten. Im Zentrum thronte vornehm und beeindruckend der große Kamin. Das Feuer war erloschen. Und dort, rechts, kaum sichtbar hinter einem tiefblauen Sessel – die Schuhe und Hosenbeine des dritten Opfers. Dahinter, an der schneeweißen Wand eines Flures, sah Griessel einen hellen Fächer von Blutspritzern wie ein surrealistisches Kunstwerk.

Als Griessel die Ähnlichkeiten zwischen den Opfern bemerkte, legte sich die Vorahnung wie ein Gewicht auf seine Brust.

Die Leiche im Flur hatte denselben militärischen Haarschnitt, die gleichen breiten Schultern und die gleiche sportlich-schlanke Figur wie die in der Diele. Auch die schwarzen Schuhe, die schwarze Hose und das weiße Hemd waren gleich. Und auch dieser Mann besaß eine Glock, die blutverschmiert neben seiner zerschmetterten Hand lag. Nur die Krawatte fehlte.

Noch eine Kopfwunde, zwischen Schläfe und rechtem Auge. Doch die erste Kugel musste die Hand getroffen haben – die obere Hälfte eines Fingers war gegen die weiß lackierte Fußleiste gerollt.

Dann entdeckte Griessel die beiden matt glänzenden Hülsen im Abstand von kaum zehn Zentimetern auf dem Saum des Wohnzimmerteppichs. Ihrer Lage nach konnten sie nur vom Schützen stammen.

Sein Ermittlerhirn spulte selbstständig den Tathergang ab, er sah, hörte und roch, was geschehen war. Der Mörder huschte als Schatten durch den Raum, Pistole in der ausgestreckten Hand, er sah den Mann im Flur, zwei Schüsse, die Hand eine kleine rote Explosion, höllischer Schmerz, ein Zucken, bevor der Tod kam, keine Zeit für Angst, nur der kurze lautlose Schrei in die Ewigkeit hinein.

Mit einem so lauten Stöhnen, dass es sogar den Regen übertönte, versuchte Griessel, die Bilder zu unterdrücken. Der Schlafmangel setzte ihm zu. Der Scheißstress der letzten Wochen. Er musste sich zusammenreißen!

Vorsichtig näherte er sich der Leiche und beugte sich hinunter zur Waffe. Genau die gleiche wie die des anderen. *Glock 17 Gen 4*. Griessel schnupperte daran. Kein Korditgeruch.

Er stand auf, blickte sich suchend im Flur um und fand weiter hinten die beiden Flecken an der rechten Wand.

Er musste aufpassen, wohin er trat. Da waren die Leiche, der abgerissene Finger, die Pistole und das Blut. Er hüpfte von einem Fuß auf den anderen bis zur Tür und inspizierte die Flecken. Beide Kugeln steckten tief im Gips. Die würden ihnen weiterhelfen.

Dann suchte er nach dem vierten Opfer.

Die Tür des ersten Zimmers hinten links stand offen, die Gardinen vor dem Fenster waren zugezogen. Griessel schaltete das Licht ein. Auf dem Doppelbett stand eine geöffnete Tasche; eine graublaue Krawatte und ein schwarzes, leeres Schulterholster lagen auf dem Frisiertisch. Im angrenzenden Badezimmer waren Rasierzeug und Zahnbürste säuberlich bereitgelegt. Sonst nichts.

Griessel betrat das zweite Zimmer. Ordentlich. Zwei Einzelbetten. An einem Fußende eine kleine Reisetasche. Ein Jackett auf einem Bügel, eingehakt in den Türgriff des Klei-

derschranks. Ein Reiseneccessaire hing an einer Handtuchstange im Bad nebenan.

Griessel ging wieder hinaus auf den Flur und öffnete eine Tür auf der rechten Seite. Er gelangte in ein großes schneeweißes Badezimmer mit einer Badewanne auf Löwenfüßen, einem Waschbecken auf einer Marmorplatte, einem Bidet und einer Toilette.

Die nächsten beiden Schlafzimmer waren leer, nichts wies auf Gäste hin. Das letzte befand sich ganz hinten links. Die Tür stand offen, im Raum war es stockfinster. Griessel betätigte den Lichtschalter.

Draußen hörte der Regen plötzlich auf. Bedrohliche Stille trat ein.

Das Zimmer war groß. Und chaotisch. Der Teppich lag zusammengeschoben auf der Seite. Das Doppelbett stand schief, Matratze und Bettzeug waren heruntergezerrt worden. Der Stuhl vor dem dekorativen antiken Sekretär lag auf dem Rücken, die Schreibtischlampe war umgeworfen worden, die Schubladen waren herausgerissen. Die Türen der massiven Herrenkommode standen offen, die Kleider lagen auf dem Boden. Eine große Reisetasche war in die Ecke geworfen worden.

»Benna!« Der laute Ruf von der Eingangstür her durchschnitt die Stille. Griessel fuhr erschrocken zusammen.

Kaptein Vaughn Cupido war eingetroffen.

»Ich komme!«, rief Griessel zurück. Heiser hallte seine Stimme durch das leere Gebäude.

Cupido stand in der Tür, in einem langen schwarzen Mantel, seinem neuen Markenzeichen, zugegebenermaßen »von einem Lagerverkauf in Soutrivier, ein Wahnsinnschnäppchen, Pappie! Klassischer Detectivestyle, ein Falke im Winter, echt voll der Hammer!«

Als Griessel vorsichtig durch das Foyer ging, wurde er sich plötzlich seiner zerknitterten Hose bewusst. Gut, dass der Pulli und das Sakko sein Hemd verbargen. Die Klamotten von gestern. Cupido würde das nicht entgehen.

»Und, wie sieht's aus, Benna? Wie viele sind drin?«

Griessel trat hinaus auf die Veranda und zog die Handschuhe aus. Die dunklen Wolken hatten sich verzogen, die Sonne brach durch, so dass er blinzeln musste. Der Blick war jetzt atemberaubend, das Franschhoek-Tal hob sich aus den Dunstschleiern hervor.

»Ein Angestellter liegt im Weinberg. Wegen des Regens konnte ich noch nicht hin. Zwei liegen drin.«

»Jissis ...« Dann sah Cupido ihn forschend an. »Alles okay, Benna?«

Griessel wusste, dass seine Augen gerötet waren; außerdem hatte er sich nicht rasiert. Er nickte. »Nur ein bisschen wenig geschlafen«, log er. »Komm, wir sehen uns den draußen mal an.«

Das erste Opfer lag auf dem Rücken zwischen zwei Reihen von Weinstöcken – ein Farbiger, gekleidet in eine Art dunkelroter Uniform mit silbernen Litzen. Cupido und Griessel blieben auf dem Rand der Rasenfläche nur vier Meter von der Leiche entfernt stehen. Von dort aus konnten sie die große Austrittswunde zwischen den Augen betrachten.

»Er wurde von hinten erschossen. Und dann hierher geschleift.« Griessel deutete auf zwei undeutliche, ausgewaschene Furchen, die sich bis zu den Absätzen des Mannes erstreckten. »Und das sind die Spuren des Farmarbeiters, der ihn heute Morgen entdeckt hat.«

»Ein Bruder«, stellte Cupido fest und fügte vorwurfsvoll hinzu: »Im Sklavenanzug!«

»Er hat im Gästehaus gearbeitet. Die Besitzer haben ...«

»Das ist ein Gästehaus? Ich dachte, das wäre ein Weingut.«

»Ein Weingut mit Gästehaus.«

»Als würden die nicht genug Kohle scheffeln. Hey, ist wirklich alles in Ordnung mit dir?«

»Ja, alles in Ordnung, Vaughn.«

»Bist du gestern Abend nach Hause gefahren?«

»Nein. Also die Besitzer ...«

»Arbeitest du an einem Fall, von dem ich nichts weiß?«
»Nein, ich habe einfach Überstunden gemacht, Vaughn. Du weißt doch, wie sich der Papierkram stapelt. Darüber bin ich eingeschlafen.« Er hoffte, dass Cupido nicht weiter nachhakte. Vergeblich.

»In deinem Büro?« Die Skepsis in Person.

»Ja. Die örtliche Dienststelle ...«

»Haben sie dich deswegen so früh erreicht?«

»Genau. Die Kollegen haben erzählt, dass unser Mann hier gestern Abend gegen neun noch Kaminholz auffüllen und sichergehen sollte, dass die Gäste zufrieden waren. Als er nicht nach Hause kam, dachte seine Frau, er wäre noch in die Stadt gefahren und würde dort übernachten. Dann hat die Frühschicht ihn hier gefunden und anschließend den anderen in der Diele liegen sehen. Das Problem ist, es sollen drei gewesen sein.«

»Augenblick, jetzt komm ich nicht mehr mit. Ich dachte, es wären drei?«

»Nein, drei Gäste. Im Haus.«

»Es hätte also vier Opfer geben müssen.«

»Genau.«

»Aber wo ist Nummer vier?«

»Das ist die Frage. Die Sache ist die ... Wir haben drei Kopfschüsse, Vaughn. Dem zweiten drinnen wurde durch die Pistolenhand und in den Kopf geschossen, und die beiden Hülsen liegen so nahe aneinander ...« Griessel zeigte den Abstand.

Cupido überlegte einen Moment. »Jissis, Benna! *Double-tap*.«

»Auf ein bewegliches Ziel.«

Cupido schüttelte bewundernd den Kopf. »Das nenne ich zielsicher, Pappie.«

»Aber am meisten stört mich, dass im hintersten Zimmer ein Kampf stattgefunden hat. Warum sollte sich ein solcher Meisterschütze auf einen Kampf einlassen?«

Cupido sah Griessel sorgenvoll an. »Denkst du dasselbe wie ich?«

Bennie mochte es gar nicht aussprechen, denn die Folgen wären unabsehbar. Er nickte nur.

»Am Zaun steht ein Zeitungsfotograf, Benna.«

»Scheiße!«, fluchte Griessel.

»Entführung. Hatten wir schon ewig nicht mehr.«

»Warte, es kommt noch dicker. Die beiden Männer da drin ... Durchtrainiert, Kurzhaarschnitt, Anzug, beide mit einer Glock siebzehn bewaffnet. Ich glaube, das waren ausgebildete Kämpfer. Soldaten, Agenten.«

»Im Ernst?«

»Und ein Typ, der so schießen kann, so treffsicher ... Der muss ebenfalls eine Ausbildung gehabt haben. Polizei, Spezialkommando, Geheimdienst. Etwas in der Richtung. Ein Profi.«

Cupido drehte sich um und starrte zum Haus. »Das gibt Ärger, Benna, Riesenärger.«

Griessel seufzte. »Stimmt.«

»Wir müssen die Giraffe anrufen. Die müssen die Medien in Schach halten.«

Reglos standen sie nebeneinander, das Kinn auf der Brust – Cupido einen Kopf größer als der stämmige Griessel –, und durchdachten die möglichen Folgen. Ihnen graute vor dem Chaos, das ihnen drohte.

Bis Cupido, dessen Falke-im-Winter-Mantel sich im kalten Wind blähte, schützend die Hand um Bennies Schulter legte.

»Benna, einen Lichtblick gibt's wenigstens.«

»Ach, und welchen?«

»Weil du heute Morgen so fertig aussiehst, dachte ich schon, du säufst wieder. Aber ein Säufer hätte nie so messerscharf analysiert.«

Damit drehte er sich um und machte sich auf den Weg zum Gästehaus.

2

Tyrone Kleinbooi sah die *Auntie* in den Dritte-Klasse-Wagon einsteigen, als der Metrorail-Zug 3411 am Bahnsteig 4 des Bahnhofs Bellville wartete. Es war Montagmorgen, zehn vor acht. Ganz offensichtlich trug sie ihre schönsten Kleider mit passendem Kopftuch und umklammerte mit beiden Händen eine Handtasche. Tyrone rutschte ein Stück, damit der freie Sitzplatz neben ihm noch einladender wirkte.

Die Frau warf einen Blick auf den Sitz, dann auf ihn und kam näher, wie er es vorausgesehen hatte. Weil er ordentlich aussah. *Gleichmäßige Gesichtszüge*, hatte Onkel Solly ihm bescheinigt. *Du hast gleichmäßige Gesichtszüge, Ty. Das ist ein Bonus in diesem Gewerbe.*

Gewerbe. Als würde er für eine Firma arbeiten.

Seufzend ließ sich die Frau nieder und stellte die Handtasche auf ihrem Schoß ab.

»Môre, Auntie«, grüßte Ty.

»Môre.« Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß, groß und schlank, wie er war, und fragte: »Na, wo kommst du denn her?«

»Aus der Stadt, Auntie«, antwortete Tyrone.

»Und wo fährst du hin?«

»Nach Stellenbosch, Auntie.«

»Studierst du da?«

»Nein, Auntie.«

»Na, und was willst du dann da?«

»Ich gehe meine Schwester besuchen, Auntie.«

»Und was macht sie da?«

»Sie studiert, Auntie. Humanbiologie. Erstes Semester.«

»Na, das klingt aber gelehrt. Was kann man denn damit anfangen?«

Ruckend fuhr der Zug an.

»Damit kann man sehr viel machen, Auntie, aber eigentlich will sie Ärztin werden. Sie hat letztes Jahr den Numerus clausus nicht geschafft und versucht jetzt, quer einzusteigen.«

»Ärztin, wie?«

»Ja, Auntie. Sie ist sehr klug.«

»Hört sich so an. Ärztin! Und du? Was machst du?«

»Ich bin ein Taschendieb, Auntie.«

Instinktiv umklammerte die Frau ihre Tasche, doch dann lachte sie. »Du bist mir ja einer!«, sagte sie und versetzte ihm einen Rippenstoß. »Nein, jetzt mal im Ernst.«

»Ich bin Maler. Aber kein Künstler, ich streiche Häuser an.«

»So, so, wie ein Handwerker siehst du auf den ersten Blick gar nicht aus. Aber das ist eine gute, ehrliche Arbeit für einen jungen Mann wie dich.«

»Und wo fahren Sie hin, Auntie?«

»Auch nach Stellenbosch. Auch zu meiner Schwester. Ihre Gicht macht ihr so zu schaffen, dass sie kaum mehr laufen kann und ...«

Tyrone Kleinbooi, tiefbraun wie dunkel geröstete Kaffeebohnen und gesegnet mit regelmäßigen Gesichtszügen, nickte höflich und hörte aufmerksam zu, denn er genoss das gemütliche Schwätzchen im Zug. Unbewusst registrierte er, dass es aufgehört hatte zu regnen. Und das war gut. Regen war schlecht fürs Geschäft. Bisher war es ein äußerst magerer Monat gewesen.

Das moderne neue Haupthaus des Weinguts La Petite Margaux lag weiter oben am Berg. Es bestand aus minimalistischen, übereinander gestapelten Glaswürfeln, eingefasst von einem fast unsichtbaren Rahmen aus Stahl und Beton.

Der deutsche Besitzer empfing Griessel und Cupido an der Tür, sichtlich entsetzt. Er stellte sich als Marcus Frank

vor – ein großer, kahlköpfiger Mann mit Schultern und Nacken eines Gewichthebers. »Was für eine furchtbare Tragödie!«, seufzte er auf Englisch mit leichtem deutschem Akzent und führte die Ermittler ins Wohnzimmer. Die Decke war zwei Stockwerke hoch, und die Fenster boten eine beeindruckende Aussicht auf Berg und Tal.

Zwei Frauen erhoben sich bei ihrem Eintreten, die eine jung, die andere älter – eigenwillig, exzentrisch.

»Captain Cupido, Captain Griessel, das ist Christel de Haan, unsere Hospitality-Managerin«, sagte Frank und fasste die jüngere Frau mitfühlend am Arm. Ihre Augen hinter der modernen Brille mit dunklem Gestell waren gerötet. Mit der linken Hand umklammerte sie ein Taschentuch, und sie nickte nur, als traue sie ihrer Stimme nicht.

»Und das ist Ms Jeanette Louw«, fuhr Frank fort, ein klein wenig zu neutral, so dass Griessel sich automatisch auf die Körpersprache der beiden konzentrierte. Die Atmosphäre hier passte nicht ganz zur Situation.

Louw kam mit ausgestreckter Hand auf sie zu. Um die Fünfzig, blond gefärbte Mähne, sportlich-muskulös, ausgeprägtes Kinn. Sie war ungeschminkt und trug einen Herren-Designeranzug mit weißem Hemd und rot gestreifter Krawatte. »Hallo«, grüßte sie die Ermittler ernst, mit tiefer Raucherstimme und kräftigem Händedruck.

»Christel und ich werden Sie jetzt auf Bitten von Ms Louw allein lassen«, erklärte Frank. »Wir sind in meinem Büro, falls Sie uns brauchen.«

»Augenblick!«, protestierte Cupido. »Wir müssen jetzt mit Ihnen reden!«

»Ich würde Sie zunächst gern allein sprechen«, sagte die blonde Frau fast gebieterisch auf Afrikaans.

»Bitte sehr. Mein Büro ist gleich dahinten.« Frank deutete den Flur entlang.

»Aber dazu haben wir keine Zeit!«, wandte Cupido ein.

»Das waren meine Leute, da unten im Gästehaus«, erwiderte Louw.

»Was soll das heißen ›Ihre Leute‹?«

»Vaughn? Hören wir uns doch erst mal an, was sie zu sagen hat.« Griessel hatte nicht die Energie, sich jetzt auch noch auf einen Streit einzulassen. Er hatte gehört, wie die Leute miteinander geredet hatten. Entsetzen über die Tragödie vermischte sich mit Gereiztheit, einer gewissen Spannung. Christel de Haan fing an zu weinen.

Cupido gab widerwillig nach, und Marcus Frank führte seine Hospitality-Managerin fürsorglich den Flur hinunter.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte Jeanette Louw und nahm auf einem der rechtwinkligen Sofas Platz.

Griessel setzte sich; Cupido jedoch blieb stehen, die Arme vor der Brust verschränkt. »Was geht hier vor?«, fragte er, sichtlich unzufrieden über den Ablauf.

»Ich bin leitende Direktorin von Body Armour, einer Sicherheitsfirma in Kapstadt. Wir haben das Gästehaus reserviert, und unser Vertrag mit La Petite Margaux enthält ein NDA. Die Betreiber können daher nicht ...«

»Ein was?«, unterbrach sie Cupido.

»Ein Non-Disclosure-Agreement, eine Verschwiegenheitsvereinbarung«, antwortete die Chefin der Sicherheitsfirma mühsam beherrscht.

»Weshalb?«, fragte Cupido.

»Wenn Sie mir vielleicht mal die Chance geben würden, alles zu erklären ...«

»Wir arbeiten gegen die Uhr, *Mevrou!*«

»Das weiß ich, aber ...«

»Wir sind die Valke. Wir haben keine Zeit für Geschwätz und irgendwelche Faxen.«

»Geschwätz?« Griessel sah, dass die Frau allmählich die Beherrschung verlor. Ihr Gesicht verzog sich zu einer Grimasse von Wut und Trauer. Sie beugte sich nach vorn und deutete anklagend auf Cupido. »Glauben Sie im Ernst, mir wäre nach Plaudern zumute, während zwei meiner Leute tot da unten im Gästehaus liegen? Jetzt steigen Sie mal gefälligst von Ihrem hohen Ross runter und setzen sich hin, damit ich Sie mit den Informationen versorge, die Sie brau-

chen! Wenn nicht, dann gehe ich, und dann müssen Sie zu mir kommen, wenn Sie etwas wollen!«

»Ich nehme keine Befehle an von einer ...«

»Bitte!«, unterbrach Griessel ihn scharf.

Louw ließ sich langsam wieder auf das Sofa zurücksinken. Es dauerte einen Moment, bis Cupido widerwillig ein »Okay« hervorstieß, doch er blieb mit verschränkten Armen stehen.

Jeanette Louw rang nach Fassung und wandte sich dann an Griessel. »Kann ich zunächst erfahren, wie viele Leichen Sie im Haus gefunden haben?«

»Zwei«, sagte Griessel.

»Nur zwei?«

»Ja.«

Sie nickte, als hätte sie das erwartet. »Könnten Sie mir die Männer bitte beschreiben?«

»Mitte bis Ende dreißig, kurze Haare, schlank, glatt rasiert, beide mit einer Glock bewaffnet ...«

Die Chefin von Body Armour unterbrach ihn mit erhobener Hand. Sie hatte genug gehört. Sie schloss einen Moment die Augen und öffnete sie wieder. »Beides meine Leute. B. J. Fikter und Barry Minnaar.«

»Mein Beileid«, sagte Griessel und setzte hinzu: »Die zwei haben also für Sie gearbeitet?«

»Ja.«

»Was genau war ihre Aufgabe?«, fragte Cupido.

»Sie waren Leibwächter.«

»Wer war die dritte Person im Haus?«, fragte Griessel.

»Mein Klient. Paul Anthony Morris.«

»Wer ist das und warum braucht er Bodyguards?«, fragte Cupido.

»Ich ... Er ist britischer Staatsbürger. Mehr kann ich nicht ...«

»Scheiße!«, fluchte Cupido, dem sofort die Konsequenzen dämmerten.

Louw missverstand seine Reaktion. »Das war alles, was er uns an Informationen zur Verfügung stellen wollte.«

»Mevrou«, begann Griessel, »soweit wir das bisher beurteilen können, wird er ... vermisst. Und da er Ausländer ist, bedeutet das ...« Er suchte nach dem richtigen Wort.

»Riesenärger«, sprang Cupido ein.

»Genau«, sagte Griessel. »Wir brauchen so schnell wie möglich alle verfügbaren Informationen.«

»Deswegen bin ich hier«, sagte Louw. »Sie bekommen von mir alles, was ich habe.«

»Aber nicht im Beisein des Besitzers«, bemerkte Cupido. »Warum nicht?«

»Infolge der Geheimhaltungsvereinbarung ist La Petite Margaux nicht darüber informiert, wer sich in dem Gästehaus aufgehalten hat. Darüber hinaus habe ich eine Schweigepflicht meinem Klienten gegenüber. Aus diesen Gründen kann ich nur mit Ihnen reden.«

Cupido rollte mit den Schultern.

»Sagen Sie uns, was Sie wissen«, bat Griessel.

Sie nickte und atmete tief durch, als wolle sie ihre Kräfte bündeln.

6

Tyrone erzählte seiner Schwester von ihrem Ergebnis. Er saß auf dem einzigen Sessel in Nadias Einzimmerwohnung – dem mit dem abgebrochenen Bein, den er auf dem Sperrmüll vor einem Haus im Bo-Kaap gefunden hatte. Er hatte ihn geleimt. Nicht sehr fachmännisch, denn er verstand nicht viel von Holzarbeiten, aber der Sessel stand jetzt stabil und war bequem.

»Ich bin wirklich sehr stolz auf dich«, sagte er.

Seine Schwester mit ihren langen schwarzen Haaren und ihrer zarten, fast zerbrechlichen Schönheit saß vor ihrem großen Schreibtisch. Den hatte Tyrone im Second Hand Laden in der Albertstraat in Woodstock gegen ein gestohlenen iPhone eingetauscht.

»Danke, Boetie.«

»Mach dir keine Sorgen, ich kriege das Geld bis zum Ende des Monats schon zusammen«, sagte er und zückte sein Portemonnaie. »Hier ist das Geld für die Miete.«

»Danke, aber mir fehlen nur tausend. Ich habe viel Trinkgeld bekommen.«

»Darüber wollte ich mit dir reden. Trinkgeld hin, Trinkgeld her, du bist hier, um zu lernen.«

»Aber die Arbeit macht mir Spaß!«

»Verstehe ich, aber du musst dich jetzt auf dein Studium konzentrieren.«

»Ich kann nicht den ganzen Tag lernen.«

»Dann geh eben spazieren oder besuche jemanden.«

»Nein, ich arbeite weiter. Wir können am Ende unserer Schicht umsonst essen, dadurch spare ich gutes Geld. Und

wo willst du bis Ende des Monats über fünftausend Rand hernehmen?«

»Ich habe einen guten Job in der Rose Street, gleich ein ganzer Wohnblock. Ich gehöre zu den Subunternehmern von Donnie Fish. Wir streichen auch die Innenräume, da können wir auch bei Regen arbeiten. Außerdem boomt im Moment die Wirtschaft am Kap, der Tourismus hat um siebenzehn Prozent zugelegt. Ich sage dir, im Dezember habe ich genug, um noch die Studiengebühren für das nächste halbe Jahr bezahlen zu können. Du musst nur lernen, damit du den Numerus clausus schaffst. Ich will nicht, dass du deine Zeit in der Kneipe verplemperst.«

»Ich verplempere meine Zeit nicht«, erwiderte sie und bekam diesen steifen Zug um den Mund, den er von klein auf kannte. »Und ich werde den Numerus clausus schaffen.«

Er wusste, dass er sie nicht überzeugen konnte. »Das will ich hören!«

Die vier Mann Verstärkung trafen ein: Leutnant Vusumuzi Ndabeni, klein, gepflegter Ziegenbart, wache Augen, Leutnant Cedric »Ulinda« Radebe, ein ehemaliger Boxer, dessen Zulu-Spitzname »Rassel« bedeutete, Kaptein »Mooiwillem« Liebenberg – »Mooiwillem« – »schöner Willem« –, weil er der attraktivste unter den Valke und ein berühmter Schürzenjäger war –, und Frankie Fillander, ein Veteran mit langer Messerschnitt-Narbe vom Ohr bis zum Haaransatz.

Auf dem Rasen vor dem Gästehaus informierte Griessel sie ausführlich. Er musste sich konzentrieren, weil die Müdigkeit immer schwerer auf ihm lastete. Außerdem schämte er sich zunehmend wegen seines Aussehens und den Blicken, die er deswegen von seinen Kollegen erntete. Er bat Ndabeni und Fillander, die einfühlsameren Offiziere, die Farmarbeiter zu befragen und Radebe und Liebenberg, mit den Bodyguards zu reden.

Dann gingen er und Cupido hinauf auf die Veranda, um nachzusehen, ob die Spurensicherung ihre Arbeit ab-

geschlossen hatte. Inzwischen wehte wieder ein kalter Wind.

»Globale Erderwärmung?«, fragte Cupido mit einem Blick auf die dunklen Wolken, die von Osten heranzogen. »Mir kommt's eher so vor, als würden die Winter immer kälter und nasser.«

Griessels Handy dudelte fröhlich in seiner Hosentasche. Er wusste, wer ihn anrief und warum.

Sein Kollege sah ihn forschend an. »Das ist doch ein iPhone, oder?«

»Ja«, sagte Griessel.

»Seit wann hast du das denn?«

»Seit Freitag.«

Cupido sah ihn unverwandt an.

»Alexa hat es mir geschenkt«, erklärte Griessel.

Alexa Barnard. Seine Freundin, die ehemals berühmte Sängerin, die Alkoholikerin auf Entzug. Seit einhundert-einundfünfzig Tagen war sie nüchterin und arbeitete an einem Comeback.

»Das iPhone 5?«

»Keine Ahnung.«

»Du weißt es nicht?« Cupido lachte.

Griessel zog das Handy aus der Tasche und zeigte es ihm.

»Tatsächlich, ein iPhone 5. Kein Android, aber Benna, Mensch, das ist echt der Hammer! Willkommen im einundzwanzigsten Jahrhundert! Das macht dich mit einem Schlag vom Lehrling zum Profi!«

Cupido war in den vergangenen Monaten einer von Griessels Technik-Mentoren gewesen und hatte ihn schon lange beknetet, sich ein Android-Smartphone anzuschaffen. »Ein HTC, Benna, bloß kein Samsung. Die von Samsung, das sind die Illuminati von heute, die sind dabei, die Welt zu übernehmen, mit einem Technikspielzeug nach dem anderen. Traue nie einem Telefonhersteller, der auch Kühlschränke baut, Pappie.«

An der Tür des Gästehauses rief Cupido: »Seid ihr fertig, Jimmy?«

Griessel las rasch die SMS. *Hab dich vermisst. Halt die Ohren steif. Freu mich schon auf heute Abend. Habe eine Überraschung für dich. Xxx*

Aus dem Haus kam die Antwort: »Ja, so weit. Zieht euch nur wieder Schuhschützer und Handschuhe an.«

Sie gehorchten wortlos und suchten sich vorsichtig einen Weg durch die Diele, das Wohnzimmer und den Flur. Sie fanden Dick und Doof im letzten Zimmer, wo sie gerade ihre Utensilien einpackten.

»Wir haben ein paar ganz schön schräge Dinge gefunden«, sagte Arnold.

»Wir auch«, sagte Cupido. »Euch zwei.«

»Rutsch mir den Buckel runter«, brummte Jimmy.

»Lass es einfach von dir abperlen«, riet Arnold. »Erstens haben wir an der Haustür feine Blutspritzer gefunden, die nicht zum Fundort der Leichen passen.«

»Drinne oder draußen?«, fragte Griessel.

»An der Außenseite der Tür.«

»Die Tür stand offen, als ich hier angekommen bin. Das Blut könnte von innen gekommen sein.«

»Haben wir uns auch überlegt«, antwortete Jimmy, »aber es passt trotzdem nicht.«

»Zweitens«, fuhr Arnold fort, »haben wir eine weitere Patronenhülse in der Diele gefunden. In den Stängeln der Callas. Dasselbe Kaliber, dieselbe Cobragravur.«

»Derselbe Schütze. Beide Leichen gehen auf sein Konto«, ergänzte Jimmy.

»Drittens: Die Kleidung des Vermissten ist neu«, fuhr Arnold fort. »Und zwar nagelneu. Und zwar komplett, bis hin zu den Unterhosen.«

»Auch die Reisetasche«, sagte Jimmy. »Quasi unbenutzt.«

»Genau wie der Pass.«

»Wo ist der Pass?«, fragte Griessel.

»Oberste Schublade, rechts, in einem Lederetui, todschick, neu«, antwortete Arnold.

Griessel stieg vorsichtig über den welligen Teppich und das Bettzeug auf dem Boden und öffnete die Nachttisch-

schublade. Dort lag das exklusive schwarze Lederetui. Er nahm es heraus und öffnete den Reißverschluss. Das Etui enthielt Boardingpässe der Air France und der SAL, die besagten, dass Paul Anthony letzten Donnerstag um 23:20 Uhr mit Flug AF0990 vom Charles-de-Gaulle-Flughafen in Paris nach Johannesburg und am Freitag mit Flug SA337 von Johannesburg nach Kapstadt geflogen war, jeweils Business-class.

In einem Seitenfach des Etuis steckte der Pass. Griessel zog ihn heraus. Der rote Einband mit den goldenen Lettern und dem Landeswappen war glatt, ohne Knicke oder Schrammen.

Griessel schlug das Dokument auf und blätterte bis zur Seite mit dem Foto. Dieses zeigte einen Mann über Fünfzig mit einem langen, gleichmäßigen Gesicht und nicht dem Hauch eines Lächelns. Das dunkle, an den Schläfen ergrauende Haar trug er bis über die Ohren, aber gut geschnitten. Er blickte ein wenig von oben in die Kamera.

Rechts neben dem Foto stand das Geburtsdatum – 11. September 1956 – sowie das Ausstellungsdatum des Passes. Es lag knapp eine Woche zurück.

Cupido stellte sich neben Griessel, während dieser die Einreisestempel suchte. Es waren nur zwei: Frankreich, letzten Donnerstag und Südafrika, am Freitag.

»Taufrisch«, bemerkte Cupido.

»Das haben wir euch eben zu erklären versucht«, sagte Jimmy übertrieben geduldig.

»Habt ihr ein Portemonnaie gefunden?«, fragte Griessel.

»Nein«, sagte Arnold. »Wenn er eines besitzt, trägt er es bei sich, oder es liegt noch irgendwo im Haus.«

»Sonst noch etwas?«

Jimmy holte ein Plastiktütchen aus seinem Koffer. »Ein Kabelbinder«, sagte er und hielt das Tütchen hoch. »Er lag hier, halb unter dem Bett.«

Griessel nahm die Tüte und betrachtete den Inhalt genauer. Ein weißer Plastikkabelbinder. Er war zugezogen und dann durchgeschnitten worden.

»Nur der eine?«

»Ja.«

Griessel wartete, bis der Fotograf Aufnahmen von dem Pass gemacht hatte, von außen sowie von den Innenseiten. Dann bat er Cupido, den Fotografen ins Labor zu begleiten, auf die Fingerabdrücke zu warten und diese ins britische Konsulat zu bringen. »Diplomatisch, Vaughn, bitte!«

»Aber du kennst mich doch!«

»Und ruf vorher die Giraffe an, ob er die Räder schon geölt hat.«

»Mach ich, Benna.«

Griessel wäre lieber selbst gefahren, um in Ruhe nachdenken zu können. Über den Fall. Und über seine Verfehlungen. Und weil Cupido der undiplomatischste unter den Valke war. Doch als JOC-Leiter musste er vorerst am Tatort bleiben.

Im Laufschrift eilte er durch den Nieselregen zur Garage, wo Radebe und Liebenberg die beiden Mitarbeiter von Body Armour befragten.

Die vier Männer bildeten einen engen Kreis, den sie öffneten, um Griessel darin aufzunehmen. Liebenberg stellte ihn den beiden durchtrainierten Bodyguards Stiaan Conradie und Allistair Barnes vor. Sie hatten die gleichen kurzen Haare, breiten Schultern, schwarzen Anzüge und weißen Hemden wie die Opfer. Ihre Gesichter waren angespannt.

»Mein Beileid«, sagte Griessel.

Sie nickten.

Es trat eine peinliche Stille ein, die Kaptein Willem Liebenberg durchbrach, indem er auf sein Protokoll deutete und erklärte: »Meneer Conradie und Meneer Barnes haben jeden Morgen um sieben Uhr dreißig die Kollegen von der Nachtschicht abgelöst und für die nächsten zwölf Stunden bis neunzehn Uhr dreißig die Tagschicht übernommen. Die Ablösung erfolgte durch einen Handyanruf mit den Codewörtern ›grün‹ und ›rot‹ für ›sicher‹ oder ›nicht sicher‹. Dann wurde die Tür von innen auf- und wieder zugeschlos-

sen. Die Herren haben ausgesagt, der Brite ... Morris ... sei freundlich, aber nicht sehr gesprächig gewesen.«

»Wobei Sie wissen müssen, dass wir auch von unserer Seite keine Gespräche anfangen«, bemerkte Barnes mit leichtem englischen Akzent.

»Das lenkt nur von der Arbeit ab«, fügte Conradie hinzu.

»Sie wissen daher nur wenig von dem Entführten«, fuhr Liebenberg fort. »Zwischen einem Meter achtzig und einem Meter neunzig groß, um die neunzig Kilo, schwarzes Haar, braune Augen. Er sprach mit deutlichem britischen Akzent. Jeden Morgen nach dem Frühstück und jeden Nachmittag nach sechzehn Uhr unternahm er für ungefähr vierzig Minuten einen bewachten Spaziergang hier auf dem Farmgelände und jeden ...«

»Hatte er darum gebeten? Um die Spaziergänge?«, fragte Griessel.

Conradie antwortete: »Wir bieten den Klienten ein Portefeuille von Freizeitbeschäftigungen. Er hat sich für die Spaziergänge entschieden.«

Ein Portefeuille von Freizeitbeschäftigungen. Cupido hätte sich garantiert darüber aufgeregt: *ein ehemaliger Kollege und redet so hochgestochen daher!*

»Können Sie dabei die Sicherheit der Klienten garantieren?«, fragte Griessel.

»Kommt darauf an«, antwortete Barnes. »Wenn die Klienten uns die Art der Bedrohung erklären, durchaus. Was Meneer Morris jedoch nicht getan hat.«

Radebe schüttelte den Kopf. »Haben Sie ihn denn nicht danach gefragt?«

»Das übernimmt *Mejuffrou* Louw. Sie ist für die Hintergrundrecherchen zuständig und sagte, der Klient habe es vorgezogen, uns keine Informationen zu übermitteln. Unsere Aufgabe ist es, dem Klienten seine Optionen aufzuzeigen und uns seinen Wünschen anzupassen. Wenn er meint, die Bedrohung sei derart, dass ein Spaziergang ihn nicht in Gefahr bringe, müssen wir das akzeptieren«, sagte Conradie.

»Er hat uns allerdings gefragt, ob wir ganz sicher seien, dass uns vom Flughafen aus niemand gefolgt sei«, sagte Barnes.

»Und, waren Sie das?«

»Wenn es irgendeinen Hinweis auf eine Verfolgung gegeben hätte, hätten Fikter und Minnaar das gemeldet.«

»Danke«, sagte Griessel.

Tyrone Kleinboois Casio G-Shock-Armbanduhr weckte ihn um 06:45 Uhr.

Er hatte sie eines sonntagmorgens letztes Jahr im Park von Groenpunt gestohlen, einem Mountainbiker, dessen Aufmerksamkeit von seiner attraktiven Begleiterin abgelenkt wurde.

Tyrone stellte im Radio Kfm ein, weil er den Wetterbericht hören wollte. Vereinzelte Schauer, Aufklaren gegen Mittag.

Gute Aussichten. Für sein Gewerbe.

Er machte sich einen Instantkaffee und aß Weetabix mit Milch und Zucker. Dann putzte er sich die Zähne, duschte, rasierte sich und zog sich an. Schwarze, etwas ausgewaschene Edgars-Chinos mit tiefen, weiten Taschen, ein altes schwarzes T-Shirt und einen relativ neuen schwarzen Rollkragenpullover. *Black is beautiful, Tyrone. Ordentlich. Und unsichtbar. In Schwarz kannst du dich in jeden verwandeln.*

Tyrone zog die Pulloverärmel bis knapp unter die Ellenbogen hoch, denn so konnte er besser arbeiten. In die linke Hosentasche steckte er das silberne Zippo und die Haarspange mit der kleinen gelben Sonnenblume. Dann packte er das hellblaue Nokia Lumia 820 in den kleinen ordentlichen Rucksack, den er gekauft hatte, denn die Größe, das Material und der Look waren wichtig. Er durfte nicht auffallen, nicht schäbig aussehen und seine Handbewegungen nicht behindern, aber es mussten die Beute, das Handy und seine Regenjacke reinpassen.

Das Lumia hatte Tyrone oben in der Kloofstraat einem Ge-

schäftsman aus dem Jackett geklaut. Der Kerl saß mit Kaffee und Croissant bei Knead, las die Sportseiten der *Cape Times* und sah gar nicht aus wie der Windows-Handy-Typ. Kein Hehler, der etwas auf sich hielt, zahlte für ein Windows-Handy, es hatte null Wiederverkaufswert, also behielt Tyrone es für sich. Damit er Nadia anrufen konnte. Und sie ihn.

Er schloss die Tür seines Außenzimmers auf, umrundete die Dreiergarage der Malaien und ging an der Mauer entlang zum Tor. Er gab den Sicherheitscode ein, und das Tor öffnete sich mit einem Klicken. Tyrone trat hindurch und machte sich auf den Weg in Richtung Innenstadt.

Das Wetter sah ganz okay aus.

Er beeilte sich, denn auch wenn Dienstage nicht die besten Tage für einen Taschendieb waren, fing der frühe Vogel den Wurm, wenn man in der morgendlichen Hektik inmitten der Anzugträger in den Stadtteilen Strand und Waterkant, auf der Riebeeck, Long und Breë die Augen offenhielt. Wenn man sich unter die Büromenschen mischte, die in Gruppen unterwegs waren, eilig, um nicht zu spät zur Arbeit zu kommen, den Coffee to go in der Hand, wenn man sich zusammen mit ihnen durch die Türen, auf den Rolltreppen oder in den Aufzügen drängte.

Er war ein Mann mit einer Mission. Einundzwanzigtausend Rand bis Ende Januar.

Ein ganz schöner Batzen.

Aber jede lange Reise beginnt mit einem kleinen Schritt.

Der Spruch stammte nicht von Onkel Solly. Den hatte er mal in der St. Georges Mall aufgeschnappt, als ein hübsches Whitey-Mädchen ihren luschigen Loser-Freund zu motivieren versuchte.

Das gefiel ihm, und deswegen klaute er ihr nichts, außer dem Spruch.

Aus Gewohnheit schaute er in Richtung Norden über die Tafelbaai und sah das Passagierschiff jenseits von Robben Island. Er lächelte. Eine Blechbüchse voller Opfer! In ein, zwei Stunden würde es zurück sein.

Reiche Beute!

Griessel hatte von einer Riesenschlange geträumt, die ihn mit weit aufgerissenem Maul jagte und nach ihm spie, so dass das Gift von seinem Hinterkopf troff und ihm ätzend den Hals hinunterlief. Das Klingeln des Weckers erschien ihm als reine Erlösung.

Er klappte das Bett zusammen und stellte es weg, nahm das Reiseneccessaire und das dünne, alte Handtuch aus der untersten Schublade des Aktenschrankes und ging im Bad auf der dritten Etage duschen.

Während er sich rasierte, merkte er, dass er sich ausgeruht fühlte. Frisch. Die kurze Pause von gerade einmal zwei Stunden Tiefschlaf hatte gereicht, um die Spinnweben loszuwerden.

Vielleicht, weil er wusste, dass er jetzt zwei Abende allein sein würde. Er und seine Kanaille.

Das nahm ein wenig den Druck raus.

Und so stand er vor dem Spiegel und fühlte das Jagdfieber. Den Drang, die Cobra zu erlegen.

Die Vorstellung von einem Auftragskiller mit Trademark widerte ihn an. Dieser hochmütige Soziopath war für ihn das Symbol für alles Übel in der Welt. Alle schienen von nichts anderem besessen zu sein als von Geld, Status und Ruhm – eine Gier, die zum Quell einer steigenden Flut von Verbrechen geworden war.

Hinzu kam, dass die beiden ermordeten Leibwächter B. J. Fikter und Barry Minnaar ehemalige Kollegen gewesen waren und keiner der hochentwickelten europäischen Geheimdienste in der Lage zu sein schien, die Cobra aufzuhalten. Im Hinblick darauf wäre es nach den Enttäuschungen der vergangenen Monate, in denen die SAPS wie nie zuvor in die Kritik geraten war, ein wahrer Triumph, der Welt zu zeigen, dass sie es drauf hatten.

Verbrecher zu schnappen, das war sein Beruf. Das war das Einzige, was er richtig gut konnte. Zugegebenermaßen oft mit Stolpern und Fallen, doch an das Gefühl in dem Moment, wenn er einem Scheißkerl die Handschellen umlegte und sagte: »Sie sind verhaftet«, reichte so schnell nichts her-

an. In dem Moment war das Universum wieder im Gleichgewicht, wenigstens für einen Augenblick.

Er trocknete sich das Gesicht ab, packte seine Toiletten-sachen ein und betrachtete sich im Spiegel. Er trug eines seiner neuen Hemden, das nur ein klein wenig verknittert war, und dazu das blaue Jackett.

Heute Morgen würde ihn niemand verdächtigen, wieder getrunken zu haben.

Um kurz vor sieben klopfte er an Nyathis Türrahmen.

Die Giraffe winkte ihn herein und sagte: »Wissen Sie was, Bennie? Ich glaube, wir sollten unseren Kollegen reinen Wein einschenken.«

»Ja, Sir«, antwortete Griessel erleichtert, denn schon seit gestern Abend plagten ihn Gewissensbisse, weil er im Rechenzentrum gelogen hatte.

Nyathi schob seine Unterlagen zusammen. »Ich muss die Morgenparade abnehmen. Rufen Sie Ihre Leute ins Büro. Nur Ihre Gruppe und dazu Bones und Philip van Wyk. Machen Sie ihnen eines deutlich: Wir vertrauen ihnen vollkommen, aber sie müssen permanent äußerste Vorsicht walten lassen. Wir können uns nicht die kleinste Undichtigkeit erlauben.«

»Ja, Sir. Aber wir werden mehr Leute brauchen.«

»Hat sich etwas ergeben?«

»Ja. Interpol hat uns eine Menge Material über den Mörder geschickt. Man nennt ihn die Cobra.«

Nyathi schaute auf die Uhr. »Bitte begleiten Sie mich.«

Auf dem Weg zur Morgenparade erzählte Griessel seinem Vorgesetzten in groben Zügen von den neuen Informationen, dem dreizehn Jahre alten Foto und was er damit vorhatte.

»Gut«, sagte der Kolonel. »Weiter so, und halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Nur noch eines, Sir. Philip hat gesagt, Lithpel könne sich Zugang zu Adairs E-Mails verschaffen ...« Er beließ es bei der Andeutung, so dass der Kolonel seine eigenen Schlussfolgerungen ziehen konnte.

Nyathi blieb stehen und sah Griessel an. »Machen Sie's«, flüsterte er kaum hörbar.

Griessel dankte zuerst den Kollegen, die bis spät in die Nacht gearbeitet hatten. Dann erzählte er seiner Gruppe alles.

Sie ließen Bemerkungen über den Spitznamen »Cobra« fallen.

»Der Idiot hat sicher auch einen Twitter-Account«, meinte Cupido mürrisch, den Blick unverwandt auf Griessel gerichtet.

Sie sahen sich das Foto eingehend an. Griessel erklärte ihnen seine Strategie. Er bat Ndabeni und Radebe, die SAPD-Dienststelle am Flughafen in Johannesburg anzurufen und so bald wie möglich raufzufliegen, um das Videomaterial zu sichten. Liebenberg und Fillander sollten dasselbe am Kapstädter Flughafen tun.

»Ich glaube nicht, dass dabei was rauskommt«, meinte Radebe.

»Aber es ist die einzige Chance, die wir haben«, entgegnete Fillander.

»Wir nehmen nur die Passagiere der Flüge aus dem Ausland unter die Lupe, die seit Donnerstag gelandet sind«, erklärte Griessel. »Wir wissen, dass es sich bei dem Gesuchten um einen Farbigen handelt, und vermutlich wird er versuchen, sein Gesicht vor den Kameras zu verbergen. Von daher wird er den Kopf von ihnen wegdrehen oder nach unten blicken. In erster Linie brauchen wir einen Namen, mit dem wir einen Pass verknüpfen können. Damit können wir recherchieren, wie er den Flug bezahlt hat, und stoßen vielleicht sogar auf eine Kreditkartennummer. Das wäre mehr, als Interpol zurzeit hat.«

»Wenn er Adair umgebracht hat, ist er längst über alle Berge«, unkte Bones.

»Könnte sein«, erwiderte Griessel, »aber irgendjemand hat Adairs Haus in England und sein Zimmer in Franschoek durchsucht. Ich glaube nicht, dass diejenigen gefun-

den haben, was sie suchten, und deswegen vermute ich, dass Adair noch am Leben sein könnte.«

»So denkt ein Kriminalpolizist, Bones. Das ist aber nicht das wirkliche Leben«, erwiderte Fillander.

»Touché«, sagte Bones.

»Rede nicht so über mein Mädchen!«, warf der schöne Willem Liebenberg ein.

Sie lachten.

»Bones, gibt es Neuigkeiten über Adair?«

»Na schön, dann will ich euch mal zeigen, wie das Genie des Dezernats denkt. Ich habe alles durchforstet, und was kam raus? Nichts. Es gibt nichts Neues. Für euch blutrünstige Bullen würde das natürlich heißen: nada. Aber man muss die größeren Zusammenhänge betrachten: Bis vor etwa vier Wochen hat Adair gebloggt, ständig Briefe an die Presse geschrieben und Interviews gegeben, alles im Zusammenhang mit dem Adair Protocol. Und dann, plötzlich: kein Ton mehr!«

»Na, und?«, fragte Cupido.

»Warum, Vaughn? Warum hat er aufgehört, zu agitieren?«

Cupido zuckte mit den Schultern.

»Weil irgendetwas passiert ist«, sagte Bones.

»Du weißt aber nicht, was«, erwiderte Cupido.

»Noch nicht«, sagte Bones. »Noch nicht.«

Als sie geendet hatten und das Büro verließen, wandte sich Cupido an Griessel. »Ich dachte, wir wären Partner, Benna.«

»Vaughn, ich war zum Stillschweigen verpflichtet.«

»Trotzdem«, sagte Cupido zutiefst verletzt. »Wo bleibt da das Vertrauen?«

Tyrone war früh genug dran, so dass er die Parkdale Mall in der Strandstraat betrat, gegenüber dem Cape Sun.

Ein Parkhaus mit sieben Stockwerken. Jede Menge Autos, jede Menge Leute. Und alle mussten mit dem Aufzug runter bis auf Straßenniveau fahren. Und in den Aufzügen waren keine Kameras.

Er fuhr hoch und runter.

Viele Farbige. Farbige beklautete er nicht.

Nur Darkies und Whiteys waren zum Abschuss freigegeben.

Bei der zweiten Abwärtsfahrt quatschte er eine heiße Frau an, aber sie wollte ihre Handynummer nicht rausrücken.

Bei der fünften Abwärtsfahrt plauderte er mit einer Aunty und brachte sie zum Lachen. Das machte ihm Spaß.

Er stahl zwei Handys und zwei Portemonnaies. Dann fuhr er runter in die erste Etage und begutachtete die Beute verborgen hinter einem schwarzen BMW X5.

Ein neuer BlackBerry. Beim Händler dreihundertfünfzig wert. Ein iPhone 4s. Achthundert. Drei Kreditkarten, fünfzig pro Stück. Ein Führerschein, fünfzig. Siebenhundert in bar.

Insgesamt rund zweitausend. Nicht schlecht für eine Stunde Arbeit.

Er warf die beiden Portemonnaies unter den X5.

Zeit, eine Schiffsladung Touristen zu bestehlen.

Griessel musste sich stark konzentrieren, um Sersant Lithpel Davids folgen zu können. Cupido saß mit verschränkten Armen und verkniffenem Mund daneben und schwieg.

»Pappie, du weißt, das ist illegal. Macht Spaß, ist aber illegal«, sagte Lithpel.

»Ich weiß«, erwiderte Griessel, »aber Morris ist kein Verdächtiger. Wir müssen uns also später nicht in einem Verfahren rechtfertigen.«

»Cool. Also, sich in ein Gmail-Konto zu hacken, ist einfach. Es geht mit Phishing, indem man eine App downloaded oder über das eigene Gmail-Konto«, war mehr oder weniger der Wortlaut, den Griessel aus all dem Gelispel herausfilterte.

»Aha«, sagte Griessel.

»Phishing können wir vergessen, weil der Typ gekidnappt wurde, stimmt's?«

»Hm.«

»Und da wir weder Comebacks riskieren noch Tracks hinterlassen wollen, werde ich nicht mein eigenes Gmail-Konto verwenden.«

»Aha.«

»Also bleibt uns nur die App. Und die habe ich zufälligerweise in meinem System. Schließlich muss man mit der dunklen Seite der Macht Schritt halten, stimmt's, Pappie? Du weißt, was ich meine.«

»Hm.«

»Du hast keine Ahnung, wovon ich rede, oder?«

»Stimmt.«

»Macht nichts. Lehn dich zurück, entspann dich und schau mir beim Arbeiten zu.«

Körpersprache, Tyrone. Du musst lernen, Körpersprache zu verstehen.

Die Körpersprache machte ihn auf die Frau aufmerksam, die aus der Richtung Cape Union Mart kam und hinüber zum V & A-Einkaufszentrum an der Waterfront ging. Sie war ein bisschen zu dünn angezogen für das Wetter draußen, mit Jeans und einem leichten blutroten Pullover. Sie umklammerte ihre Handtasche, als enthielte sie ein Vermögen, wirkte nervös und gehetzt und blickte sich um, als wüsste sie nicht so recht wohin. Mitten im Gedränge der Schiffstouristen.

Und sie war schön, vom dunklen, mediterranen Typ und etwa in seinem Alter.

Mit anderen Worten: umwerfend.

Er folgte ihr in einem Abstand von zwei, drei Metern.

Sie blickte sich einmal um. Er schaute rasch in eine andere Richtung.

Er musste zuschlagen, bevor sie das Einkaufszentrum erreichte, denn dort hingen überall Kameras.

Er steckte die Hand in die linke Tasche und umfasste die Haarspange. Beschleunigte seine Schritte, holte sie ein.

Vier Frauen kamen von links und gingen zwischen ihnen beiden hindurch, so dass er zurückfiel.

Sie war nur noch fünf Meter vom Amphitheater entfernt.

Er musste umkehren, sie waren zu nah an den Kameras.

Doch sie umklammerte so ängstlich die Handtasche mit dem einfachen Verschluss. Die Haltung kannte er. Sie bedeutete für gewöhnlich, dass sich etwas Wertvolles in der Tasche verbarg. Bargeld? Schmuck? Herumgetragen von einer Person, die an so etwas nicht gewöhnt war.

Was für eine Versuchung!

Er ging schneller.

Kurz vor der Treppe, die zu den Sitzreihen des Amphitheaters führte, wurde es voller.

Er nutzte die Chance, tippte ihr auf die Schulter und hielt die Haarspange hoch.

Sie erschrak und blickte sich verwirrt zu ihm um. Ängstlich.

Er schenkte ihr sein schönsten Lächeln, beruhigend und hilfsbereit. »Ich glaube, Sie haben etwas verloren, Ma'am.« Eine Schulter dicht an ihrer Seite, die rechte Hand an der Tasche.

Verständnislos betrachtete sie erst die Spange, dann ihn.

Tyrone stellte fest, dass sie außergewöhnlich schön war. »Die Haarspange – Sie haben sie verloren.«

Seine Hand wanderte zum Verschluss der Tasche, mit der anderen drehte er die Spange zwischen den Fingern hin und her.

»Oh«, sagte sie. »Nein, die gehört mir nicht.«

Seine rechte Hand war unter dem Umschlag der Tasche. Er fühlte das Leder eines Portemonnaies.

»Sind Sie sicher? Schauen Sie genau hin.«

In diesem Augenblick, als ihre volle Aufmerksamkeit auf die Spange gerichtet war, stieß er gegen ihre rechte Schulter, ganz leicht, als hätte ihn jemand von hinten gedrängt, als hätte er einen Augenblick das Gleichgewicht verloren, zog das Portemonnaie heraus und ließ es blitzschnell in seiner Hosentasche verschwinden.

»Nein, das ist nicht meine«, wiederholte sie und blickte besorgt nach links und rechts.

»Dann entschuldigen Sie bitte«, sagte er, ließ die Spange sinken, drehte sich um und entfernte sich vom Einkaufszentrum.

Nur sechs Schritte weiter packte ihn ein Wachmann von hinten mit eisernem Griff am Handgelenk.

Er riss sich los.

Rannte weg.

Dann stürzte sich ein zweiter Wachmann auf ihn und warf ihn zu Boden.

»Wir sind drin!«, verkündete Lithpel Davids.

Griessel lehnte sich nach vorn, um besser sehen zu können.

Auf dem Bildschirm stand neben einem gelben Pfeil *Lillian Alvarez (kein Betreff) In KS angekommen. Handy auf Empfang. Ganz rechts stand: 08:12 Uhr.*

»Der Fettdruck bedeutet, dass die Mail noch nicht geöffnet wurde«, erklärte Lithpel. »Aber keine Sorge, nachdem wir sie gelesen haben, können wir sie wieder als ungelesen markieren.«

»Gut.«

Lithpel klickte die Nachricht an.

»Das war's«, sagte er. Denn mehr als *In KS angekommen. Handy auf Empfang*, stand nicht da. »Wurde vor etwa einer Stunde versendet. Willst du dir auch seine anderen Mails ansehen?«

»Ja, bitte.«

Davids klickte auf »Mehr« und dann »Alle Nachrichten«. Nur die Mail von Lillian Alvarez erschien.

»Der reinste Ordnungsfanatiker«, bemerkte Davids.

»Was meinst du damit?«

»Ich meine, dass er alles gelöscht hat. Es gibt keine anderen Mails. Posteingang, Postausgang, Papierkorb, alles sauber.«

»Scheiße!«, fluchte Griessel.

»Tholl ich rauthfinden, wer Lillian Alvareth itht?«, fragte Lithpel Davids.

Der pickelige Wachmann hielt Tyrones linken Arm fest, während der Muskelprotz ihm den rechten schmerzhaft im Rücken hochzog.

»Lassen Sie mich los!«, rief Tyrone mit hoher, ängstlicher Stimme.

»Wir haben ihn, Zentrale, wir bringen ihn rein!«, sagte der Picklige, ein junger Weißer, in sein Funkgerät und dann, an Tyrone gewandt: »Du dachtest wohl, du wärst zu schlau für uns? Irrtum!«

Sie zerrten und schubsten ihn in Richtung Einkaufszentrum.

»Was soll das?« Tyrone versuchte, seine Angst zu überwinden und empört zu klingen, aber das Herz schlug ihm bis zum Hals. *Leugnen, leugnen, leugnen, Tyrone. Und wenn das nicht mehr hilft, musst du lügen.*

»Du kleiner Gauner, verdammter Taschendieb!«, sagte das Muskelpaket, ein Farbiger. »Dich haben wir schon lange auf dem Kieker!«

Die Umstehenden gaben den Weg frei und starrten sie an.

»Ich, ein Taschendieb?«, widersprach Tyrone. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Wirst du gleich sehen«, knurrte der Muskelprotz und zog Tyrones Arm noch höher. »Und jetzt halt die Klappe!«

Trotz der Schmerzen überlegte Tyrone: Die können mir nichts nachweisen, die Kameras waren zu weit weg. Sie mussten ihm gefolgt sein. Er hatte sie inmitten der Touristenscharen nicht bemerkt, weil er sich zu sehr auf die Frau und die Handtasche konzentriert hatte. Er musste das Portemonnaie in seiner Hosentasche loswerden. Das war der einzige Beweis gegen ihn. Doch er konnte seinen Arm nicht befreien.

Er war im Arsch – wie ein schwarzer Theatervorhang senkte sich diese Einsicht über ihn.

O Gott, was würde Nadia sagen?

Wer würde ihr Studium bezahlen?

Gut, dass Onkel Solly das nicht mehr erleben musste. Die ganze Ausbildung! Und er ließ sich schnappen wie ein Amateur! Eine richtige Schande.

Die Angst fraß an seinen Eingeweiden.

Sie brachten ihn zu einem Seiteneingang des Einkaufszentrums und eine Treppe hinunter ins Untergeschoss. Ihre Funkgeräte krächzten und lärmten, aufgeregte Stimmen ertönten. Sie hallten im breiten Flur wider. Zweimal um die Ecke, dann sah Tyrone das Schild *Security: Control Room*. Ein Wachmann kam heraus und erwartete sie. Er trug Sterne auf den Schulterklappen. Bestimmt ein General. Ein

Weißer. Er lächelte fies. »Na, kleines Arschloch?«, sagte er. »Haben wir dich endlich!«

Der General ließ sie vorbei, und sie stießen Tyrone durch die Tür.

Drinne saßen zwei weitere Wachleute, beide farbig, und blickten auf. »Ja, das ist er«, sagte der eine.

Eine Wand des großen Raums war mit Bildschirmen bedeckt, und auf langen Werkbänken an den Wänden standen Funkgeräte auf Ladestationen. Tyrone hielt nach möglichen Fluchtwegen Ausschau. Es gab zwei weitere Türen. Eine Doppeltür ganz hinten und eine neben dem Plan des Victoria & Albert-Einkaufszentrums an der Wand. An einer Pinnwand hingen grobkörnige Fotografien von Personen, die ausgedruckten Fernsehbildern glichen und daneben die handgeschriebene Warnung: *KEIN STUNDENZETTEL, KEINE BEZAHLUNG!!!!* Auf einem der Fotos erkannte Tyrone sich selbst. Die Aufnahme musste vor etwa vier Monaten entstanden sein, noch im Sommer, denn er trug nur schwarze Chinos und ein schwarzes T-Shirt.

Er war im Arsch. Adrenalin und Furcht pulsierten durch seinen ganzen Körper.

Der Muskelprotz ließ seinen Arm los, endlich. Man riss ihm den Rucksack vom Rücken, und der Pickelige zwang ihn, sich auf einen Stuhl zu setzen. Der General nahm den Rucksack und baute sich breitbeinig vor ihm auf. Pickelgesicht und Muskelprotz stellten sich links und rechts neben die Tür wie zwei Wachsoldaten.

»Schau mal, wen wir hier haben!«, sagte einer der Farbigen an den Monitoren höhnisch an Tyrone gewandt.

Tyrone sah sich in Nahaufnahme, wie er neben der mediterranen Schönheit stand und ihr die Haarspange hinhielt. Deutlich, als vergrößertes Standbild auf dem Monitor.

Aufgezeichnet von einer Kamera, die er noch nie bemerkt hatte.

»Ruft die SAPD«, befahl der General.

»Ich wollte ihr doch nur die Haarspange zurückgeben!«, wehrte Tyrone sich verzweifelt.

»Und jetzt ist ihr Portemonnaie in deiner Hosentasche«, erwiderte der General. »Da lassen wir es auch schön stecken, bis die Polizei kommt, damit hübsch deutlich deine Fingerabdrücke drauf sind. Freddie, ruf die SAPD und funk dann Vannie an und sag ihm, er soll die Frau runterbringen. Bestimmt hat sie noch gar nicht bemerkt, dass sie bestohlen wurde.«

»Sie hat das Portemonnaie fallen lassen, da, schauen Sie mal auf Ihre Monitore«, behauptete Tyrone. Er musste unbedingt Zeit schinden!

Freddie war der Mann an den Monitoren. Er rief bei der Polizei an, und sie hörten einen Moment schweigend zu, wie er den Vorfall meldete.

»Sie kommen«, sagte Freddie, die Augen suchend auf die Bildschirme gerichtet. »Aber ich sehe die junge Frau nirgends mehr ...«

Zwei Minuten später kam jemand. Aber nicht die Polizei.

Von der Tür her ertönte ein merkwürdiges Geräusch, wie ein asthmatisches Husten, dann ein widerlicher weicher Aufschlag. Das Pickelgesicht fiel um wie ein Sack Kartoffeln. Tyrone fühlte Spritzer auf dem Gesicht.

Eine Patronenhülse fiel klingelnd zu Boden.

Blut floss aus dem Kopf des Pickligen.

Wieder das Geräusch, und der Muskelprotz stürzte dicht neben seinen Kameraden. Der gleiche Ablauf.

Tyrone sah den Mann in der Türöffnung erscheinen. Die Pistole, den langen schwarzen Schalldämpfer. Der General blickte sich um, empört, weil seine Autorität untergraben wurde. Wieder ein gedämpfter Schuss, gefolgt vom feinen Ping-ping! einer Patronenhülse, die erst gegen die Wand, dann auf den Boden prallte.

Die Situation war unreal. Tyrone hatte das Gefühl, nicht wirklich anwesend zu sein. Er war wie gelähmt vor Angst, Entsetzen und Erleichterung. »Jirre!«, sagte er und sah den Schützen an, der jetzt unmittelbar vor ihm stand. Ein Farbig mit einer dunkelgrauen Baseballkappe, Augen wie ein Adler, sah alles, schaute durch einen hindurch. Tyrone dachte flüchtig: Wer ist das? Will er mich retten? Warum erschießt er alle?

Die Pistole war auf Tyrone gerichtet.

Die Wachleute an den Monitoren schrien.

Die Mündung zeigte auf Tyrone, auf eine Stelle zwischen seinen Augen.

Freddie sprang auf und stürmte auf den Schützen los.

Die Pistole schwenkte in Freddie's Richtung.

Tyrone nahm die Chance wahr.

Blindlings hechtete er tief am Boden an dem Schützen vorbei und schnappte sich den Rucksack, der neben dem General lag. Er blieb hängen, ein Band war um den Arm des Toten geschlungen. Alles geschah jetzt merkwürdig verlangsamt, wie in Zeitlupe. Freddie schrie, bis seine Stimme abrupt erstarb. Tyrone ließ den Rucksack los, denn der Schütze drehte sich zu ihm um. Er sprang zur Tür; das Adrenalin verlieh ihm Kraft und Schnelligkeit. Die Pistole war wieder auf ihn gerichtet. Er war an der Tür, die Pistole hustete, als er nach links abbog. Er spürte einen brennenden Schmerz oben an der Schulter. Er war angeschossen. Schreiend rannte er den Weg zurück, auf dem sie ihn hierher gebracht hatten, dankbar für die scharfen Knicke im Flur. Eine Ecke, die zweite, dann lag die Treppe vor ihm.

Die Treppe rauf, halb wahnsinnig vor Angst, er stolperte auf der vorletzten Stufe, fing sich mit den Händen an der geschlossenen Tür ab und knallte mit dem Kopf heftig gegen das Holz, knapp über dem rechten Auge, wobei die Braue aufplatzte. Er rappelte sich auf, halb betäubt, erwischte den Griff und riss die Tür auf. Er hörte die Schritte hinter sich, bückte sich instinktiv beim Hinausgehen. Eine Kugel schlug in den Türrahmen ein, er war draußen, rannte auf die Menschen zu, die Touristen, er rannte, wie er noch nie im Leben gerannt war. Er blickte nicht zurück, schlug Haken, rannte zwischen den Leuten hindurch, ohne innezuhalten, immer im Slalom. Er fühlte, wie ihm das Blut über Gesicht und Rücken lief. Die breite Esplanade runter, rein in die Mitchell's Waterfront Brewery, geradewegs in die Küche, wo die Leute ihn erstaunt anstarrten. Er lief zur Hintertür raus, bog nach rechts und rannte die Treppen zum Dokweg hinauf.

Er wischte sich mit einer Hand das Blut aus den Augen.

Sein Rücken war klatschnass. Die Schusswunde blutete.

Auf dem Dokweg lief er genau vor ein Auto, Reifenquietschen, Hupen, Glück gehabt. Dann rannte er den Mittelstreifen entlang zum Parkplatz Granger Bay, weiter durch

die parkenden Autos hindurch und die Stufen hinauf zur Ebene Kusweg.

Draußen wandte er sich nach rechts. Seine Brust brannte. Er sah sich um. Niemand.

Er rannte über die Straße durch das Tor des Somerset-Krankenhauses und zu den großen Holztüren hinein.

Jemand am Empfang rief ihm etwas zu.

Doch er lief weiter, den langen, kühlen Gang hinunter, an stirnrunzelnden Krankenschwestern vorbei und zur Hintertür wieder hinaus auf das Gelände des Krankenhauses.

Dort wandte er sich nach Süden, passierte Gebäude und Parkplätze. Wieder blickte er sich um.

Niemand.

Er sah die Ruine, ein halb abgerissenes Haus. Verlassen. Dorthin wandte er sich und rannte hinein.

Er gelangte in ein dunkles, fensterloses Zimmer, prallte gegen die Mauer, schnaufend wie eine Dampfmaschine. Der Schweiß floss ihm in Strömen hinunter. Auf dem Boden lagen lose Backsteine und abgebrochene Bretter. Es stank nach Katzenpisse.

Tyrone nahm ein Brett wie einen Knüppel in die Hand.

Das Brett hocherhoben, näherte er sich der türlosen Öffnung.

Dort blieb er keuchend stehen und wartete.



So mach' ich Urlaub.

Faszinierendes Südafrika

Ganz individuell und flexibel

Entdecken und erleben Sie mit unserem facettenreichen Angebot Südafrika mit all seiner Gastfreundlichkeit, landschaftlichen Schönheit und der atemberaubenden Wildnis:

- **Rundreisen jeder Art:** Busreisen, Abenteuerreisen im Safari-Truck, Wander-, Zug-, Kurz- und Privatreisen sowie Mietwagenreisen für Selbstfahrer
- **Hotels mit vielen Extras:** z. B. Hotel Grand Roche in Paarl – bei 4 Nächten ein 3-Gänge-Menü inkl. Weinprobe
- **Lodges in den schönsten Wildreservaten Südafrikas:** z. B. Sabi Sabi Private Game Lodges in Sabi Sand, Thakadu Lodge in Madikwe oder River Lodge in Kariega
- **Exklusive Fly-In-Safaris:** z. B. Flug ab/bis Johannesburg im Kleinflugzeug nach Sabi Sand, 2 Nächte in Lion Sands River Lodge inkl. Vollpension und Wildbeobachtungen
- **Günstige Angebote für Mietwagen und Campmobile:** viele eingeschlossene Leistungen, Sparangebote, Aktionspreise

Die ganze Welt von DERTOUR in Ihrem Reisebüro oder unter www.dertour.de



DER Touristik Frankfurt GmbH & Co. KG · 60424 Frankfurt

*Südafrika
zu Hause
genießen!*



www.red-simon.com



RED SIMON

Spannender Krimi – spannende Weine!
Entdecken Sie die besten Weine vom Kap! RED SIMON ist der Spezialist für Premiumweine aus Südafrika. Über 400 Weine von mehr als 30 südafrikanischen Top-Weingütern finden Sie ständig in unserem Sortiment. Lassen Sie sich von unseren erfahrenen Wein-Consultants beraten unter 02855-9700897 oder stöbern Sie in unserem Onlineshop auf www.red-simon.com. Wir freuen uns auf Sie!